

A detail from a painting showing two hands. The left hand is open and resting on a light-colored surface. The right hand is partially visible, holding a blue object. In the foreground, a pile of gold coins is scattered on the surface.

**RAINER HANK
WERNER PLUMPE
(HG.)**

WIE WIR REICH WURDEN

**EINE KLEINE
GESCHICHTE DES
KAPITALISMUS**

Band

1

THEISS

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Rainer Hank · Werner Plumpe (Hg.)

Wie wir reich wurden

Eine kleine Geschichte
des Kapitalismus

Bildnachweis:

Vario Press 14; Interfoto 25, 43, 67; akg-images 51, 72, 97, 123, 150, 238; Ullstein 80, 181; alamy 111; Picture Alliance 131, 143, 174, 199, 227; Getty Images 161; Dieter Rüchel 208.

Hinweis: Die Rechtschreibung wurde übernommen aus den FAS-Artikeln.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2012 Konrad Theiss Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

FAZ®: ® = eingetragene Marke der Frankfurter Allgemeinen Zeitung GmbH

Lektorat: Ulrike Burgi, Köln

Satz und Gestaltung: Primustype Hurler

Druck und Bindung: Appl, Wemding

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

ISBN 978-3-8062-2704-8

Besuchen Sie uns im Internet: www.theiss.de

Lizenzausgabe für die WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe dieses Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

ISBN 978-3-534-25594-8

www.wbg-wissenverbindet.de

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8062-2773-4 (Buchhandel)

eBook (PDF): 978-3-534-73676-8 (für Mitglieder der WBG)

INHALT

Wie wir reich wurden	3
Eine kleine Geschichte des Kapitalismus	7
Wo kommen die Ideen her?	13
Das Geheimnis des deutschen Gütesiegels	13
Eigennutz macht alle reich	16
Treibt Handel, spricht der Tempelherr	20
Das Gold hat das Geld hart gemacht	24
Zinsverbot und Kreditpraxis	29
Die Erfindung der Waghalsigkeit	34
Die Erfindung der geregelten Arbeit	38
Von der Muschel zum Papiergeld	42
Wo Kuh und Schaf gemeinsam grasen	46
Papier macht schlau	50
Die Antike plädiert für eine Ethik des Maßes	54
Lieber verschuldet und frei als Sklave und arm	58
Das alte Athen rettete sich durch Umschuldung	62
Kleider machen Karrieren	66
Wo kommt das Geld her?	71
Nur freie Bauern ernähren die Menschheit	71
Das Schmiermittel des Handels	76
Das süße Gift der Sklaverei	79
Kabel verbinden die Welt und ihre Kaufleute	83
Wie der Kunstdünger den Hunger verringert	87
Die Wassermühle macht Flüsse produktiv	91
Salz und Heringe für Europas Städte	95
Wozu der Opiumkrieg alles gut war	99
Mit den Zünften kam die Qualität	103
Das große Geld verdient man nur im Tal	106
Es ist nur Gold, was ewig glänzt	110
Die Stadt machte die Menschen erfinderisch	114
Gut behütet über die Weltmeere	118
Napoleons Geschenk an die Weltwirtschaft	122

Ohne Sozialversicherung kein Kapitalismus.	127
Der Zaun hat Mein und Dein getrennt.	130
Mit Spekulation auf Nummer sicher	134
Wie entsteht die Arbeit?	137
Der Kühlschrank macht Lebensmitteln Beine.	137
Wie der Wettbewerb die Evolution antreibt	141
Essen die Kinder uns arm?	146
Wohlstand allein macht nicht glücklich	149
Erst kommt das Wachstum, dann die Moral.	153
Erst die Bildung macht uns wirklich reich.	157
Der Sieg des Menschen über die Dunkelheit	160
Wo Eigentum auf Eigentümlichkeit beruht.	165
Was treibt Menschen an?	168
Das Bewusstsein hat das Sein fest im Griff	172
Erst die Eisenbahn bewegte die Massen	176
Der Nylonstrumpf macht der Massenmode Beine	179
Ein starker Kaffee weckt das Bürgertum auf.	183
Das Glück der bunten Warenwelt.	187
Ohne Salz wäre die Welt ziemlich fade.	190
Die Dampfmaschine ist der Agent der Industrie.	194
Der Fahrstuhl oder Die Eroberung der Vertikale	198
Das weiße und das schwarze Brot	202
Der Mensch dahinter	207
Florentiner Nonnen an der Druckmaschine	207
Der Größenwahn des John D. Rockefeller	211
Ein Christ bringt die Kleinanleger an die Börse	214
Unternehmer in göttlicher Mission	218
Wieso Robert Bosch acht Stunden arbeiten ließ	222
Fette Beute für arme Länder	226
Die Pfeffersäcke erobern die Welt	230
Wie ein deutscher Tüftler den Computer erfand	234
Die Finanziers der europäischen Fürsten	237
Autorenverzeichnis	241
Literatur zum Weiterlesen.	246

WIE WIR REICH WURDEN

Eine kleine Geschichte des Kapitalismus

Reichtum galt zu allen Zeiten als erstrebenswert. Zu ihm zu gelangen war stets eine große Herausforderung. Lange glaubte man freilich, Reichtum sei eine Frage des Glücks oder der Gewalt. Fand man eine Gold- oder Silberader: wunderbar. Besaß man die Stärke, sich vorhandenen Reichtum auch gegen Widerstand anzueignen, so tat man das zumeist skrupellos. Die Weltgeschichte ist eine Aneinanderreihung von großen und kleinen Raubzügen. Große Reiche konnten sich nur behaupten, wenn sie entsprechende Ressourcen besaßen. Und Konkurrenten abzuwehren, hieß fast immer auch, ihnen den Zugang zu den Quellen des Reichtums, zu Edelmetall, Rohstoffen und fruchtbarem Land zu verweigern.

Dass Reichtum indes mit Arbeit verbunden sein könnte – darauf kam erst die aufgeklärte Welt des 18. Jahrhunderts. Es war im Grunde Adam Smith, der mit seinem Buch über den „Reichtum der Nationen“ (1776) als Erster auf die Frage, wo der Reichtum herkomme, die Arbeit nannte. Und zwar nicht jede Arbeit, sondern eine Arbeit, die produktiv ist und die die gegebenen Ressourcen effizient nutzt. Für Smith war Reichtum eine Frage der Produktivität; Produktivität wiederum eine Frage der Organisation der Arbeit. Damit unterschied sich Smith auch von den geistigen Vätern der Reformation. Diese hatten zwar die Arbeit geadelt, aber sich um die Frage ihrer effizienten Verwendung noch wenig Gedanken gemacht. Erst Smith betrachtete die menschliche Arbeit vorwiegend wirtschaftlich, erkannte die Vorteile von Arbeitsteilung und Spezialisierung und – vor allem – erst Smith begriff, dass die Produktivität dort am höchsten ist, wo die Menschen selbst darüber entscheiden, was sie mit ihrer Arbeitskraft anfangen wollen. Dann, so Smith hellsichtig, würde sich im freien Verkehr der selbstinteressierten Menschen auch jeweils eine Lösung

einstellen, die für alle vorteilhaft ist. Arbeit, Arbeitsteilung, Eigeninteresse, Markt und Konkurrenz stehen mithin hinter jener berühmten „unsichtbaren Hand“, die aus den vielen wirtschaftlichen Einzelhandlungen schließlich eine produktive Lösung für die ganze Gesellschaft „zaubert“.

Die Antwort von Adam Smith auf die Frage nach den Ursachen des Reichtums war nicht nur neu; sie war angesichts der bisherigen Regeln menschlichen Zusammenlebens und ihrer Begründungen geradezu revolutionär. Denn bis zu dem Schotten galt es als verwerflich, das eigene Handeln nicht an einem unterstellten, religiös fundierten Gemeinwohl, sondern am Eigeninteresse zu orientieren. Der Eigennutzen überhaupt hatte keinen guten Ruf; er galt als Verderber der Sitten und der Moral. Wer sich ihm hingab, gefährdete nicht nur sein eigenes Seelenheil, sondern stellte Gottes Ordnung generell in Frage. Adam Smith hat, gültig und zugleich bis heute umstritten, die Rhetorik des Eigennutzes ins Positive gewendet. Denn die gesellschaftliche und wirtschaftliche Realität Großbritanniens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts strafte die jahrtausendealten Vorstellungen vom Schaden des Egoismus mehr und mehr Lügen. Der Aufschwung der Wirtschaft verdankte sich findigen Unternehmern und Technikern. Das Arbeitsverhalten der Menschen änderte sich, weil sie mit ihrem Lohn mehr, vor allem bessere Waren wie Baumwolltücher, Zucker, Kaffee, Tee und Güter des täglichen Bedarfs wie Geschirr, Möbel, Bettwäsche etcetera erwerben konnten, die erst jetzt selbstverständlich wurden. Diese steigende Nachfrage als Folge längerer und intensiverer Arbeit wiederum schuf neue Märkte und Absatzmöglichkeiten. Nun lohnte es sich, in Fabriken zu investieren und auf Absatz in großem Stil zu setzen. Die überkommene Wirtschaftspolitik des Merkantilismus mit ihren Handelsverboten, Marktbeschränkungen, Kleider- und Konsumordnungen, Privilegien und Monopolen war vor diesem Hintergrund nicht nur theoretisch fragwürdig; sie war, wie Adam Smith hellichtig sah, einfach nur schädlich, weil sie die Menschen daran hinderte, das Naheliegende ungehindert zu tun.

Es ist kein Zufall, dass auf die Frage nach den Ursachen des Reichtums zunächst in Großbritannien die Antwort gegeben wurde: und zwar Arbeit und eine Organisation der Wirtschaft, die den Menschen

den Ertrag seiner Arbeit individuell nutzen lässt. Das war nicht auf Großbritannien beschränkt; auch in Frankreich, in Holland, im Westen des Alten Reiches: überall findet man mit der Änderung des wirtschaftlichen Alltags auch die Entstehung eines neuen ökonomischen Denkens im Geiste der wirtschaftlichen Freiheit. Nicht mehr die Obrigkeit soll den Menschen ihr Handeln vorschreiben; dies kann der vernunftbegabte Mensch durchaus selbst. Die Obrigkeit soll dem Einzelnen die Chance geben, sich wirtschaftlich frei zu betätigen. Das ist eine verbreitete Forderung, die sich aus den Regeln der Vernunft und den Menschenrechten gleichermaßen ergibt. Und diese Forderungen sind erfolgreich: Nach Großbritannien setzt sich der ökonomische Liberalismus mit der französischen Revolution und den preußischen Reformen sowie den Reformen in den Rheinbundstaaten auch in wichtigen Territorien des Kontinents durch. Die feudalen Bindungen des Eigentums werden aufgehoben und die gewerbliche Betätigung wird freigegeben. Dort, wo die Menschen wie im östlichen Preußen bisher unfrei waren, bringt die Bauernbefreiung die Freiheit. Der Kapitalismus setzt sich von Großbritannien aus in Nordwesteuropa durch. Mitte des 19. Jahrhunderts ist er in vielen Staaten und Territorien Alltag.

Der Übergangsprozess in den Kapitalismus war zweifellos schmerzhaft. Neue Formen des sozialen Elends und der Ausbeutung traten auf, alte Gewissheiten und Gewohnheiten gingen unter. Der Kapitalismus zeigte in seinen frühen Jahren ein raues Gesicht. Doch nur dort, wo er sich durchsetzte, wo der wirtschaftliche Liberalismus zum Leitfaden der Institutionengestaltung wurde, begann ein seither anhaltender, säkularer Prozess des Wirtschaftswachstums und der Wohlstandsvermehrung. Im Kern der Ursachen unseres Reichtums liegt daher nicht nur die möglichst effiziente Organisation der Arbeit, sondern auch das Wissen darum. Insofern waren die Lehren des Wirtschaftsliberalismus eben nicht nur Ausdruck einer bestimmten wirtschaftlichen Situation in Großbritannien und auf dem nordwestlichen europäischen Kontinent; sie wurden selbst auch zu einem wichtigen Faktor der wirtschaftlichen Entwicklung, weil sie jene Institutionen zu begründen halfen, ohne die es eine erfolgreiche wirtschaftliche Entwicklung nicht gegeben hätte: Persönliche Frei-

heit und Handlungsfreiheit, Rechtssicherheit, geordnete Eigentums- und Verfügungsrechte, schließlich im Rahmen der Durchsetzung der parlamentarischen Demokratie Verfahren der konsensualen Selbstkorrektur, die den derzeitigen okzidentalen Kapitalismus zumindest bis heute außerordentlich flexibel gehalten haben. Der Kapitalismus, so stellte sich heraus, war immer dann erfolgreich, wenn er die menschliche Freiheit und Eigeninitiative achtete (inklusive), eine Marktwirtschaft, die auf Ausbeutung (extraktiv) setzte, hatte ökonomisch das Nachsehen – und moralisch ohnehin verspielt.

Denn jene Teile der Welt, die über ein derartiges Denken und eine entsprechend konstruierte Institutionenordnung nicht verfügten, verloren gemessen an Nordwesteuropa und Nordamerika zunehmend an wirtschaftlicher Dynamik. Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts unterschieden sich die Entwicklungsniveaus der verschiedenen Teile der Welt nicht gravierend voneinander. Die Unterschiede fanden sich vielmehr zwischen einzelnen Regionen, zwischen Stadt und Land, zwischen Land und Meer, ohne dass es bereits eine Art Nord-Süd- oder West-Ost-Gefälle gegeben hätte. Um 1900 herum war alles anders. Der „Westen“, der im eigentlichen Sinne ein Geschöpf des Kapitalismus ist, stellte alle anderen Weltregionen in den Schatten, ja beherrschte sie fast nach Belieben. Die „Great Divergence“, wie diese Auseinanderentwicklung genannt wird, scheint sich derzeit zurückzubilden. Von „Great Convergence“ ist die Rede, doch folgt auch dieser Aufholprozess vor allem Ostasiens jenem Muster, das wir aus Europa kennen. China wird, so möchte man sagen, Europa und Nordamerika ähnlicher, vor allem was die Produktion und den Konsum von Gütern angeht. Und dieses Ähnlichwerden hat etwas mit den Institutionen zu tun, ist eine Folge der Ausbreitung des Kapitalismus, der sich letztlich deshalb durchsetzt, weil er bei aller sozialen und ökologischen Problematik welthistorisch die einzige ökonomische Ordnung ist, in deren Zentrum die Bedarfsbefriedigung der einfachen Menschen steht. Schumpeter hat dies schon 1942 helllichtig erkannt: Der Hochadel des 18. Jahrhunderts konnte gut ohne Kapitalismus auskommen: Seidenstrümpfe hatte Marie-Antoinette stets. Erst mit dem Kapitalismus wurden sie auch für weniger betuchte Frauen erschwinglich!

In dem Maße, in dem heute die Ungleichheiten zwischen den Staaten abnehmen, vergrößern sie sich indes innerhalb der Staaten. Einst waren in China und Indien alle arm; jetzt gibt es Arm und Reich. Und auch im Westen vergrößert sich der Abstand zwischen unten und oben: das ist nicht zuletzt eine Folge einer Meritokratie, die Wissen und Bildung prämiert (Nichtwissen aber, wenn man so will, bestraft).

Diese grob skizzierten Muster standen hinter der Reihe von Essays, die zwischen 2010 und 2012 in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ in bunter Folge erschienen sind. Wissenschaftler, namentlich Ökonomen und Wirtschaftshistoriker, aber auch Allgemeinhistoriker, Journalisten und Publizisten steuerten jeweils Texte bei, in denen die große Frage, wie wir über die Jahrhunderte reich wurden, nie aus dem Blick geriet, auch wenn sie stets durch eine pointillierende Brille betrachtet wurde. Entstanden ist so eine kleine Geschichte des Kapitalismus, eine Art Kaleidoskop seiner Entwicklung, seiner Facetten und seiner Aporien, die gerade aus der Fülle der Aspekte lebt, Farbe und Vielfalt gewinnt. Mit Absicht reihen sich in den einzelnen Kapiteln konkrete historische Fallstudien, biografische Skizzen und weit ausholende historische Analysen aneinander. Die Abfolge dieser kleinen Geschichte des Kapitalismus wird von den Sachthemen und nicht von der Chronologie bestimmt. So kurz und kurzweilig freilich diese Erzählung ist, so war sie doch für einen Band zu umfangreich. Im Frühjahr 2013 wird deshalb ein zweiter, ähnlich gegliederter Band der Kapitalismusgeschichte erscheinen, in dem die Leser unter anderem erfahren, warum die Erfindung der Kanalisation entscheidend war für die Entwicklung der Menschheitsgattung, warum die Fließbandproduktion die Arbeit effizienter und die Produkte billiger werden ließ und warum Daniel Düsentrrieb das Vorbild für nützliche Erfinder und wachsenden Wohlstand liefert. Da die Beiträge zudem zumeist entsprechend des aktuellen Forschungsstandes geschrieben sind, ermöglichen sie auch dem Fachmann und der Fachfrau Belehrung und Erheiterung. Sollte das eintreten – die Herausgeber wären's zufrieden.

Frankfurt am Main, Sommer 2012

WO KOMMEN DIE IDEEN HER?

Das Geheimnis des deutschen Gütesiegels

„Made in Germany“ ist keine deutsche Erfindung. Die Briten wollten mit der Kennzeichnung deutsche Produkte stigmatisieren. Der Schuss ging nach hinten los.

Im Jahr 1876 wanderte ein tief enttäuschter Maschinenbau-Professor aus Deutschland über die Weltausstellung in Philadelphia. Er hieß Franz Reuleaux, war eine echte Autorität auf seinem Gebiet und sollte die Qualität des deutschen Beitrags zur damals größten Industrieschau der Welt begutachten. Sein Zeugnis: „Deutschland hat das Grundprinzip billig und schlecht.“

Reuleaux' bittere Einschätzungen wurden in deutschen Zeitungen veröffentlicht und provozierten zornige Debatten. Das Urteil passte nicht ins Bild des jungen Kaiserreichs, in dem der Patriotismus wild wucherte. Dabei trafen sie zu. Mitte des 19. Jahrhunderts galten deutsche Produkte in der Welt als billig und minderwertig. Sie hielten nicht lange, waren ohne Pfiff und oft billige Kopien ausländischer Vorbilder.

Das Maß der Dinge war das Britische Empire, wo die Industrialisierung schneller vorangeschritten war und Unternehmer mit neuen Techniken und Produkten für Aufsehen sorgten.

Unternehmen aus Solingen lieferten dagegen geradezu ein Paradebeispiel dafür, wie hierzulande nicht selten gearbeitet wurde. Die Firmen stellten minderwertige Messer aus Gusseisen statt aus dem härteren und teureren Gussstahl her, veredelten sie pfiffig mit dem Stempelaufdruck Sheffield und verkauften sie billig in die ganze Welt.

Die Reaktion auf solche Plagiate blieb nicht aus. Sheffield war Englands Stolz, die Stadt der Eisenverarbeitung, bekannt unter ande-



Die Leitz-Optik für Kameras steht seit 1869 für gute Qualität.

rem für scharfe, haltbare Messer und Scheren aus Stahl. Die britischen Unternehmer ärgerten sich, dass sie auf ihren Märkten auf biegsame Billig-Imitate mit der Aufschrift „Sheffield made“ oder „Sheffield“ stießen, die in der Regel aus Solingen oder Remscheid kamen, gelegentlich auch aus den Vereinigten Staaten.

Sie bearbeiteten ihre Regierung. London wollte seiner Industrie helfen und erreichte 1883 eine internationale Vereinbarung der führenden Handelsnationen, die falsche Herkunftsbezeichnungen verbot. Was mit Sheffield beworben wurde, sollte auch von dort kommen. Doch Deutschland verweigerte die Zustimmung – aus naheliegenden Gründen.

England reagierte mit Verärgerung und Verzögerung: Das britische Parlament verabschiedete am 23. April 1887 mit dem sogenannten Merchandise Marks Act ein Gesetz, das für Importware nach Großbritannien Herkunftsbezeichnungen verlangte. Damit leistete der britische Gesetzgeber Geburtshilfe für das Siegel „Made in Germany“.

Die Briten zielten mit ihrem Gesetz, wenn es auch allgemeingültig formuliert war, vor allem auf die deutsche Konkurrenz. Doch damit erlitten sie einen grandiosen Fehlschlag: in zweierlei Hinsicht. Wo es aus Sicht der britischen Produzenten nützlich gewesen wäre, wurde es umgangen. Manche deutschen Produkte erreichten das Vereinigte Königreich weiter ohne Herkunftsbezeichnung, um dort dann von Importeuren als britisch etikettiert zu werden.

Ein viel größeres Problem stellten aber paradoxerweise richtig deklarierte Produkte da. Die Kunden in aller Welt entdeckten dank des neuen Siegels „Made in Germany“, dass viele der Dinge, die sie jeden Tag umgaben, aus Deutschland kamen und dass sie preiswert und von akzeptabler Güte waren. Sie griffen zu.

„Die britische Industrie hat von dem Gesetz (Merchandise Marks Act) keinen Vorteil gehabt. Denn der Nimbus, der sie umgab, ist gebrochen worden“, frohlockte damals der deutsche Volkswirt und Sozialwissenschaftler Robert Wuttke. Die deutschen Erzeugnisse wurden besser und zugleich als deutsch erkannt. Die Karriere von „Made in Germany“ ging steil nach oben.

Zwanzig Jahre nach den besorgten Briefen aus Philadelphia und knapp zehn Jahre nach der Verabschiedung des Merchandise Marks Act schrieb der britische Journalist Ernest E. Williams das Buch „Made in Germany“, das als eine Art Weckruf die Briten vor dem Niedergang ihres Empires warnen sollte.

Polemisch schilderte er, wie deutsche Produkte in den Alltag einer bürgerlichen britischen Familie eingedrungen waren, deren Kleider in Deutschland gewebt, deren Spielsachen, Puppen und Märchenbücher deutscher Provenienz waren. Vom Papier, auf dem die patriotische Lieblingszeitung gedruckt ist, über den Flügel bis hin zum Krug, ein Andenken aus der britischen Touristenhochburg Margate, alles aus Deutschland. „Eure trüben Betrachtungen schreibt ihr mit einem Bleistift, der Made in Germany ist, nieder“, hält Williams seinem britischem Publikum vor. Deutsche Produkte begannen sich durchzusetzen, im Land der Wirtschaftsmacht England und zunehmend im Rest der Welt. Und zwar als deutsche Produkte. Das Spiel lief jetzt andersherum. Um die Jahrhundertwende begannen britische Fabrikanten ihre Erzeugnisse mit „Made in Germany“ zu stempeln.

Großbritannien wurde überflügelt. Anfang der 1860er-Jahre kam der Deutsche Bund auf einen Anteil von knapp fünf Prozent an der Weltindustrieproduktion und lag damit hinter Großbritannien mit annähernd 20 Prozent. Im Jahr 1913 hatte Deutschland den britischen Rivalen überholt. Das Kaiserreich kam auf 14 Prozent, Großbritannien auf 13,6 Prozent. Die Nummer eins waren die Vereinigten Staaten geworden. Die Entwicklung von „Made in Germany“ vom Makel zum Markenzeichen zeigt den typischen Aufstieg von hungrigen Nationen: Er beginnt mit Ideenklau und wird mit Protektionismus gekontert. Doch der war diesmal zum Scheitern verurteilt. Bis heute verbindet das Ausland mit dem Label „Made in Germany“ Qualität, Verlässlichkeit und Langlebigkeit. Das Siegel wirkt noch immer.

Eigennutz macht alle reich

Was wäre, wenn alle Menschen selbstlos handelten? Dann wären alle arm. Das schrieb vor 300 Jahren der Arzt und Philosoph Bernard Mandeville in seiner Bienenfabel.

Der Kapitalismus ist eine Wirtschaftsordnung der Gier, der Ausbeutung und des skrupellosen Suchens nach individuellen Vorteilen – so lautet das bekannte Vorurteil, und die gegenwärtige Krise scheint es zu bestätigen. Gier ist indes keine Besonderheit des modernen Kapitalismus, es gab sie schon zuvor.

Wäre der Kapitalismus als Prämie auf die Selbstsucht in die Welt gekommen, er hätte sich kaum durchgesetzt. Sein Erfolg gründete in dem Versprechen, die menschliche Vorteilssuche für den wirtschaftlichen Fortschritt zu nutzen und die Gier zu beschränken. Das ging nicht von heute auf morgen, aber am Ende des 18. Jahrhunderts hat sich der Kapitalismus auch durchgesetzt, weil er als vernünftige Alternative zur Privilegienwirtschaft des Ancien Régime erschien.

An der Wiege des Kapitalismus steht die Krise der alteuropäischen Welt, die mit der wachsenden Bevölkerung im 18. Jahrhundert dramatische Ausmaße annahm. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung der großen europäischen Staaten war verarmt; Hunger und Elend waren Dauergäste nicht nur in den Katen der armen Landbevölkerung. Merkantilismus und Kameralismus wurden der Lage nicht Herr mit ihrer Mischung aus Ge- und Verboten, Handelsschranken, Preisvorschriften und selektiv vergebenen Privilegien. Die vorherrschende Wirtschaftsmoral, die Eigennutz an den Pranger stellte, versagte mehr und mehr. Auf die Probleme der Wirtschaft nur mit Vorschriften und Forderungen zu reagieren, war offensichtlich erfolglos, die Regulierung wurde im Laufe der Zeit auch zu einem Hemmschuh der Entwicklung. Das hatte Folgen. Zu Ende des 17. Jahrhunderts begann eine intensive Debatte um die Frage, wie die Vielfalt der wirtschaftli-

chen Erscheinungen zu begreifen und zu bewerten sei – und wie aus einem realistischen Blickwinkel die Wirtschaft eines Landes zur Blüte zu bringen sei.

Eine Antwort lieferte der in London lebende niederländisch-französische Arzt Bernard Mandeville. Er beschrieb 1705 in einem Gedicht („The Grumbling Hive“) einen munter summenden Bienenstock, dessen „Bewohner“ typische menschliche Laster hatten: Gier, Geiz, Eigennutz – bis ein gütiger Gott sie kurzerhand von allen Lastern befreite. Das Ergebnis: Der Bienenstock verödete, das Leben kam bis auf kärgliche Reste zum Erliegen: „Was früher drei zusammen machten/die sich einander überwachten/Das macht jetzt einer gut und ehrlich/So werden Tausende entbehrlich.“ Die Luxusbienen, die Arbeiterbienen, die Kriegerbienen verlieren alle ihre Existenz. „Stolz, Luxus und Betrugerei/muss sein, damit ein Volk gedeih!“, resümiert Mandeville.

Das war für damalige Moralvorstellungen starker Tobak, stellte es doch gängige Annahmen über die Welt geradezu auf den Kopf: Nach Mandeville resultierte der Wohlstand eines Landes nicht mehr aus dem gottgefälligen Handeln seiner Bewohner, sondern aus der Tatsache, dass sie mehr oder weniger ungehemmt den eigenen Vorteil suchen. Hauptsache, der Umsatz stimmt, könnte man zugespitzt sagen. Auch der Untertitel der „Fable of the Bees“ war eindeutig: „Private Laster/Allgemeiner Nutzen“. Seine Kritiker warfen Mandeville vor, Religion, Sitte und Anstand über Bord zu werfen und Chaos und Laster Vorschub zu leisten.

Mandeville wehrte sich, indem er in den kommenden Jahren sein Gedicht zu einem umfangreichen sozialphilosophischen Traktat ausbaute. Darin machte er klar, dass ihm unmoralisches Verhalten nicht zusagte, aber bestand darauf, dass eine Regierung, die ihre Bürger an der Verfolgung ihrer Vorteile hindere, erfolglos sein müsse. „Eigenliebe“ liege in der Natur des Menschen. Mandeville forderte eine Neubewertung des Eigeninteresses – und eine starke Obrigkeit, die das Eigeninteresse zwar nicht als unmoralisch verfolgen, aber seine Folgen eindämmen sollte.

Manche Vorschläge Mandevilles sind nach heutigen Begriffen zynisch: So plädierte er gegen Sonntagsschulen für die Tagelöhner, die